

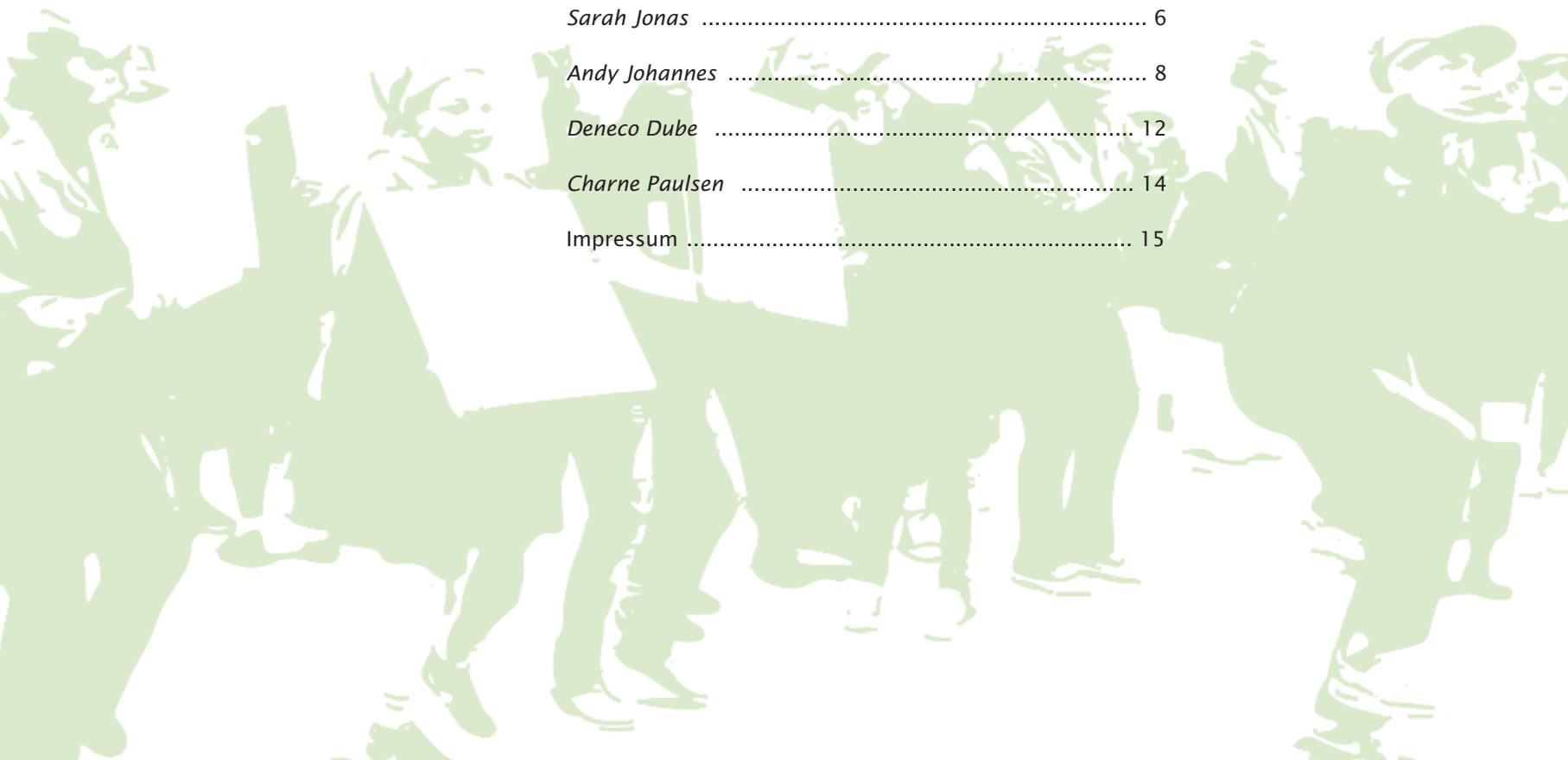
FarmarbeiterInnen erheben ihre Stimme



Geschichten über die himmelschreienden Lebens- und Arbeitsbedingungen auf südafrikanischen Weinfarmen und über die Hoffnung, diese ändern zu können

Inhalt

Vorwort	3
Wenig hat sich geändert	4
<i>Sarah Jonas</i>	6
<i>Andy Johannes</i>	8
<i>Deneco Dube</i>	12
<i>Charne Paulsen</i>	14
Impressum	15



Vorwort



Gemeinsam mit Gewerkschaftsvertretern besuchte Simone Knapp 2014 Farmen im Western Cape, um sich über die Lebens- und Arbeitsbedingungen vor Ort zu informieren.

„Es sind die himmelschreienden Lebensbedingungen auf den Farmen und den ländlichen Townships im Western Cape, die die Voraussetzungen dafür geschaffen haben, dass hunderte ArbeiterInnen sich dem Streik angeschlossen haben“, schreibt Mercia Andrews in ihrem Vorwort zur englischen Ausgabe der vorliegenden Broschüre.

Genau diese andauernden Lebens- und Arbeitsbedingungen haben auch die KASA dazu bewogen, sich mit den FarmarbeiterInnen der Weinbranche Südafrikas im Hinblick auch auf die Lieferkettenverantwortung der Weinimporteure, Fair Trade Organisationen und Supermarkketten auseinander zu setzen. Berichte von Partnerorganisationen aus Western Cape bestätigen die schlimmsten Annahmen: Ein sklavenähnliches System aus dem 19. Jahrhundert hat noch heute Bestand in dieser Region. Erschreckend ist jedoch, dass dies oft nicht wahrgenommen wird, weder von entwicklungspolitisch Interessierten, die in Südafrika nach Ende der politischen Apartheid eine aufblühende Demokratie sehen, noch von TouristInnen, die Weinproben auf südafrikanischen Farmen machen. Die ArbeiterInnen auf diesen idyllischen Farmen sind weitgehend unsichtbar und eine extrem marginalisierte Gruppe

ohne Lobby und Unterstützung – weder national noch international. Die Gewerkschaften, die sich um ihr Wohl kümmern, haben sowohl intern auf den Farmen als auch in der Region strukturell und politisch mit dem Überleben zu kämpfen und bräuchten ebenfalls internationale Solidarität.

Die KASA hat es sich zur Aufgabe gemacht, marginalisierten Gruppen eine Stimme zu geben und ihnen Gehör zu verschaffen. Dazu sollen diese Broschüre und die dazu gehörende Ausstellung einen Beitrag leisten. Dass die Geschichten anonymisiert werden mussten und dass die Bilder aus dem Kontext unserer Arbeit genommen wurden und damit nicht direkt mit den Geschichten zusammenhängen, hat mit der Gefährdung derer zu tun, die sich hier zu Wort melden. Nicht nur, dass sie ihren Job auf den Farmen verlieren könnten, auch ihre Familien würden durch den Arbeitsplatzverlust ihren Wohnraum – und sei er noch so dürrtig – verlieren. Sie wären mittel- und heimatlos. Das allein zeigt, wie wichtig eine solidarische Beschäftigung mit den FarmarbeiterInnen Südafrikas ist und wie entscheidend unser politisches Handeln hier als KonsumentInnen und politisch aktive BürgerInnen ist.

Simone Knapp

Wenig hat sich geändert



Gewerkschaftsmitglieder treffen sich auf einer Farm bei Robertson.

FarmarbeiterInnen sind die am stärksten marginalisierten Mitglieder der südafrikanischen Arbeiterschaft. Sie bekommen die historisch niedrigsten Löhne, und nur etwa vier Prozent der ArbeiterInnen sind gewerkschaftlich organisiert.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich die Situation durch hohe Arbeitsplatzverluste, Vertriebungen und ausbeuterische Praktiken weiter verschärft. Diese Faktoren begünstigen ein Umfeld, in dem Ausbeutung zum Alltag gehört und extreme Formen von Gewalt und Missbrauch an verzweifelten, bitterarmen Menschen fortauern. Farmer wie Regierung haben sich bislang geweigert, den betroffenen ArbeiterInnen zuzuhören und Veränderungen im ländlichen Milieu herbeizuführen, das geprägt ist von Herren-Sklaven-Beziehungen, Rassismus, Sexismus, Hungerlöhnen und Verletzung der wenigen Freiheiten, die in jahrzehntelangem Kampf erstritten wurden.

FarmarbeiterInnen leisten Schwerstarbeit, oftmals 12 Stunden am Tag, um die Produktion von Lebensmitteln und Wein für Südafrika und den Export zu gewährleisten. Gleichwohl haben sie keine andere Wahl, als unter prekären und gesundheitsschädigenden Bedingungen zu arbei-

ten, verunreinigtes Wasser zu trinken, ohne Strom und sanitäre Anlagen auszukommen, sich mit Hungerlöhnen zu begnügen, ständig die Vertriebung aus ihren Wohnstätten befürchten zu müssen, körperlichen und verbalen Missbrauch sowie Repressalien seitens ihrer Bosse zu erdulden. Immer mehr FarmarbeiterInnen leben fern ihrer Farmen in informellen, sich stetig ausdehnenden Siedlungen. Zur Bekämpfung dieser feindseligen Lebensbedingungen ist eine breite Mobilisierung nötig.

Seit ihrer Gründung vor zehn Jahren weiß die FarmarbeiterInnengewerkschaft CSAAWU sehr wohl, dass sie sich nicht nur auf Probleme der Arbeitswelt konzentrieren darf, sondern auf die zahlreichen sozialen Ungleichheiten reagieren muss, die seit jeher die menschlichen Beziehungen auf dem Land prägen. Diese inakzeptable, entbehrungsreiche Situation muss dringend ein Ende finden. Um einen ländlichen Raum zu schaffen, den nicht länger Hunger und Not beherrschen, ist eine starke Basisorganisation nötig.

2010 startete CSAAWU mit seinen Partnern Mawubuye und TCOE die Speak-out-Kampagne. Diese fungiert seither als Plattform für die Men-

schen, die auf Farmen arbeiten und leben und sich über ihre Arbeits- und Existenzbedingungen sowie ihre Erfahrungen austauschen wollen.

Die Streiks von 2012/13 standen eindeutig im Zusammenhang mit dieser Kampagne. Aus dem damaligen Erfahrungsaustausch gingen die 23 Forderungen der ArbeiterInnen hervor, die während des Aufstandes erhoben wurden. Jener Streik war die seit Jahrzehnten militanteste Aktion südafrikanischer FarmarbeiterInnen. Die Beteiligten haben dabei vieles gelernt, haben Evaluationen durchgeführt und eine Strategie für künftige erfolgreiche Arbeitskämpfe entwickelt.

Von elementarer Bedeutung ist der Glaube daran, dass weder die Regierung noch die Arbeitgeber die Zukunft der ArbeiterInnen verändern und ihnen ihre Würde zurückgeben, sondern nur sie selbst diese erstreiten können.

Die traditionellen Machtverhältnisse sind tief in den Köpfen sowohl der FarmarbeiterInnen als auch der Grundbesitzer verwurzelt. Immer noch haben Männer am Arbeitsplatz und in der Familie das Sagen; die Frauen akzeptieren es, was jedoch zu Problemen führt, sobald sie sich in Führungspositionen oder Gewerkschaften behaupten wollen.

Der Mangel an Ressourcen, extreme Armut sowie Alkoholmissbrauch sind gewaltige Hürden, die es zu überwinden gilt. Um den Kreislauf von Armut, Unterentwicklung, Missbrauch und jahrelanger Vernachlässigung zu durchbrechen, müssen die Unterdrückten selbst ein radikales Aktionsprogramm entwickeln. CSAAWU unterstützt sie dabei.

Gleichwohl liegt ein langer, schwieriger Weg vor uns. Einerseits müssen wir uns um akute Nöte und Bedürfnisse kümmern, andererseits langfristige Lösungen für enorme Probleme erarbeiten. Zudem müssen das Vertrauen und die Fähigkeiten der ArbeiterInnen, ihre Probleme kollektiv zu lösen, gefördert werden. Dies ist eine unerlässliche Aufgabe.

ALUTA CONTINUA

Trevor Christians
Generalsekretär der CSAAWU
(Commercial, Stevedoring, Agricultural and Allied Workers Union)



Trevor Christians ist der Generalsekretär der Farmarbeitergewerkschaft CSAAWU.

„Wir verlangen nur 150 Rand pro Tag und die üblichen Vergünstigungen, um unseren Kindern ein besseres Leben bieten und unseren Sohn wieder in die Schule schicken zu können.“



Ohne Schutzkleidung und ohne auf die Gefahren der Pestizide, mit denen sie arbeiten, hingewiesen worden zu sein, sprühen die Arbeiter das Pflanzengift auf die Reben – bis zu zwölfmal jährlich.

Sarah Jonas

Mein Name ist Sarah Jonas, und ich bin 38 Jahre alt. Ich wurde im Nuy Valley (Langeberg, Western Cape) geboren, wo ich bis zur achten Klasse zur Schule gegangen bin. Mit 15 musste ich die Schule abbrechen, weil meine Eltern das Schulgeld nicht mehr bezahlen konnten. Damals haben meine Eltern die Farm verlassen, ich blieb dort und wohnte in einer anderen Familie. Ich musste arbeiten, doch mein Lohn reichte nur für den Unterhalt, für mich selbst blieb nichts übrig.

Wir wollten nicht mehr für so wenig Geld so hart arbeiten

Mit 19 lernte ich Daniel Jonas kennen. Das war im Jahr 1995. Wir blieben zwei Jahre im Nuy Valley, wo auch unser ältester Sohn Jerome geboren wurde. Im Jahr 2000 zogen wir vom Nuy Valley nach Ladysmith. Wir arbeiteten im Laden eines Farmers, wo wir den ganzen Tag Ware verpacken mussten. Als wir eine Lohnerhöhung forderten, kam es zum Streit. Wir wollten nicht mehr für so wenig Geld so hart arbeiten, zumal alles so teuer war.

2005 kehrten wir nach Nuy Valley zurück, wo unsere beiden anderen Kinder, Natalie und Leoni, geboren wurden. Hier mussten wir wieder für die Farmergenossenschaft arbeiten. Es war eine elende Schufterei: Die Arbeit begann so früh am Morgen, dass die Farmer ihre Wagenscheinwerfer eingeschaltet lassen mussten, damit wir überhaupt die Reben schneiden konnten. Wir verdienten 42 Rand (3 €) am Tag. Da uns das viel zu wenig war, schlossen wir uns der Gewerkschaft an. Darauf jagten uns die Besitzer von der Farm. Mein Mann musste als Tagelöhner arbeiten, um die Familie ernähren zu können.

Körperlich behindert durch die Arbeit und um den Lohn betrogen

2006 fand mein Mann dann wieder Arbeit und war diesmal zuständig für die Bewässerung der Farm. Auch ich fand eine Stelle, doch 2009 wurde ich infolge der schweren Arbeit krank und musste ins Krankenhaus. Die Ärzte in Robertson untersuchten mich, konnten aber nichts finden. Ich wurde an der Hand operiert und nach Kapstadt



Ein ganzes Leben voll harter Arbeit und am Ende bleibt nichts als eine windschiefe Wellblechhütte.

Vor dem Streik 2012/13 erhielten die ArbeiterInnen 80 Rand (6 €) am Tag. Sie gingen für 150 Rand in Anlehnung an die Lohnforderungen der Minenarbeiter von Marikana auf die Straße.

überwiesen. Dort stellte man fest, dass ich Arthritis habe.

Ich legte dem Farmer meine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung vor und bekam von ihm ein Formular, mit dem ich zur Personalabteilung ging. Dort zahlte man mir dann jeden Monat mein Geld aus. Doch eines Tages, als ich wieder mal im Personalbüro ein Formular unterschreiben musste, um meine Bezüge zu bekommen, hieß es, der Farmer habe dem Büro mitgeteilt, dass ich gekündigt hätte. Als ich ihn danach fragte, leugnete er und sagte, einige Leute behaupteten, ich hätte mein Geld schon bekommen. Aber das stimmte nicht. Also musste ich ohne Geld wieder nach Hause gehen. Mein Arzt beschloss, mich als behindert einzustufen.

Die Polizei ist auf der Seite der Landwirte

Im Jahr 2012 erfuhren wir vom Gewerkschaftstreik und beschlossen mitzumachen. Die Männer auf der Farm wollten sich ebenfalls am Streik beteiligen, obwohl sie noch nie im Leben gestreikt hatten. Das war am 7. Januar 2013. Der Farmer

drohte ihnen und sagte, sie sollen von der Farm verschwinden, sonst würde er sie erschießen. Daraufhin gingen die Arbeiter zur Polizei und zeigten den Farmer an. Die Polizei unternahm nichts, weil sie mit den Farmern unter einer Decke steckt. Am 17. Januar begann der Farmer, Arbeiter zu entlassen. Inzwischen sitzen sie seit über zehn Monaten zu Hause (2014). Immer wenn sie sich auf eine neue Stelle bewerben, ruft ein Farmer den anderen an, um ihm zu sagen, er solle diesen Leuten keinen Job geben.

Denkt der Farmer denn nicht an unsere Kinder? Wovon sollen wir leben? Sollen wir unsere Kinder hungrig in die Schule schicken? Ich musste meinen 17-jährigen Sohn aus der Schule nehmen, weil wir die 930 Rand (66 €) pro Quartal für sein Wohnheim nicht aufbringen können. Wie auch, nachdem der Farmer uns gefeuert hat?

Wir rackern uns ab, aber wir werden nicht aufhören, für unsere Rechte zu kämpfen

Wir verlangen nur 150 Rand (10,70 €) pro Tag und die üblichen Vergünstigungen, um unseren

Kindern ein besseres Leben bieten und unseren Sohn wieder in die Schule schicken zu können. Das ist mein Traum, denn ich selbst hatte nicht das Privileg, weiter lernen zu dürfen. Aber ich will, dass wenigstens meine Kinder diese Chance bekommen. GENOEG IST GENOEG! Genug ist genug!

Brüder und Schwestern im Ausland, ich bitte euch, mir zu helfen, damit ich meine Kinder wieder zur Schule schicken kann. Ich bitte euch, den Wein und die Früchte unserer Farmer zu boykottieren. Ich möchte, dass auch die Farmer spüren, was es heißt, ums Überleben zu kämpfen. Ich glaube nicht, dass sie es wissen. Und helft bitte TCOE und den anderen Organisationen, denn nur sie kümmern sich um uns FarmerarbeiterInnen.

„Das Wasser ist so schmutzig, dass man es eigentlich nicht trinken kann. Und wenn man es kocht, bildet sich eine Schlammschicht.“



Die Gewerkschaft CSAAWU hat für ihre Betriebsräte Fahrräder angeschafft, mit denen sie die ArbeiterInnen auf den weit entfernt liegenden Farmen besser erreichen können.

Andy Johannes

Ich heiße Andy Johannes, bin 36 Jahre alt und lebe mit meiner Frau und meinen zwei Kindern zusammen. Das ältere wird vier, das jüngere ist gerade zwei geworden. Im Jahr 2000 habe ich begonnen, auf dieser Farm zu arbeiten. Als ich ankam, wuchs hier fast nichts, nur drei Reihen Pflaumenbäume. Der Farmer und ich haben alles zusammen aufgebaut. Inzwischen gibt es eine große Halle, in der das Obst verpackt wird. Jetzt arbeiten auch andere Leute mit. In der Erntezeit hat der Farmer über 200 Helfer eingestellt, aber die meisten von ihnen sind aus Lesotho oder Simbabwe und haben keine Arbeitserlaubnis, das schafft jetzt Probleme.

Auf der Farm passieren schlimme Dinge. Gleich bei meiner Ankunft sah ich, in was für einem schlechten Zustand die Häuser der Arbeiterfamilien waren. Nach drei Jahren sagte ich zu dem Farmer: „So können wir nicht weiterleben, es muss sich etwas ändern.“ Nicht unseretwegen, sondern wegen der Kinder, damit sie nicht unter derart katastrophalen Bedingungen leben müssen.

Im Wasser bildet sich eine Schlammschicht

Ich habe eine kleine Tochter zu Hause, und wenn es dunkel wird, so wie jetzt, wird vieles schwierig. Wir benutzen Kerzen, aber die spenden nur wenig Licht. Wir benutzen das schmutzige Wasser aus dem Kanal, obwohl wir nicht wissen, ob totes Zeug drin ist. Das Wasser ist so schmutzig, dass man es eigentlich nicht trinken kann. Und wenn man es kocht, bildet sich eine Schlammschicht.

Einmal ging ich zum Farmer und schilderte ihm das Problem: „Wir können so nicht weiterleben“, sagte ich, „was werden Sie tun?“ Er antwortete, wenn ich dafür sorgen würde, dass wir pro Monat 250 oder 200 Ballen Heu produzieren, dann würde er Stromleitungen legen und die Häuser renovieren. Die Leitungen hat er zwar verlegt, aber im ersten Jahr gab er uns nur Farbe zum Anstreichen der Häuser, ansonsten blieb alles beim Alten. Ich bin für die Bewässerung der Farm zuständig und auch für Sanitäranlagen. Wir haben 10.000-Liter-Tanks mit Wasser aus dem Staudamm gefüllt und leiten es von dort in die Farm-



Weder auf den Farmen noch in den Wellblechhütten-Siedlungen um die Kleinstädte gibt es eine Betreuungsstruktur für die kleinen Kinder. Sie sind den ganzen Tag auf sich alleine gestellt, während ihre Eltern arbeiten.

häuser. Aber der Boss muss ja nicht in diesen Häusern wohnen. Jedes Mal, wenn wir ihn nach dem Zustand des Wassers fragen, sagt er: „Ich trinke das Wasser nicht, ich benutze es nur zum Baden. Mein Trinkwasser kaufe ich in der Stadt.“

Die Kinder auf der Farm, auf der ich wohne, können nicht zur Schule gehen, weil es keinen Transport für sie gibt. Wenn wir uns darüber beschweren, sagt der Boss: „Das ist nicht meine Schuld und auch nicht mein Problem. Es ist mir egal. Meine Kinder gehen jeden Tag zur Schule.“ Aber wenn die Kinder tagsüber auf der Farm herumlaufen, fragt er oft: „Warum sind die Kinder nicht in der Schule?“ Wenn wir antworten, dass es keine Busse für sie gibt, schimpft er: „Das geht aber nicht! Ich werde die Polizei anrufen, die nimmt dir deine Kinder weg, weil du dich nicht um sie kümmerst!“ Aber gleichzeitig will er, dass wir Eltern arbeiten.

Die Situation ist sehr schwierig, aber wir arrangieren uns. Die Gewerkschaft hilft mir auch in vielem, und seit ich Gewerkschaftsmitglied bin, habe ich eine Menge dazugelernt. Ich wusste

wenig über meine Rechte und all das. Als ich den Farmer über meine Rechte aufklärte, sagte er: „Aha, du bist jetzt also klug! Ok, du wirst sehen, eines Tages schneidest du dir ins eigene Fleisch!“

Das war schlimm, vor allem weil es auch um die Sicherheit der Kinder auf der Farm geht. Dort gibt es nirgendwo Rasen oder so. Wenn die Eltern arbeiten, sind die Kinder sich selbst überlassen und spielen, wo sie wollen. Als wir den Farmer einmal baten, etwas für die Kinder zu tun: „Dann müssen die Frauen eben zu Hause bleiben und sich um ihre Kinder kümmern. Ich habe damit kein Problem, meine Frau kann zu Hause bleiben und auf meine Kinder aufpassen.“

Geldprobleme

Geld war wirklich ein Riesenproblem. Als ich hier zu arbeiten anfang, bekamen die Männer 115 Rand (8 €) und die Frauen 95 Rand (6,80 €) in der Woche. Anfangs bekam ich den Frauenlohn und musste mich langsam hocharbeiten. Für die 95 Rand Wochenlohn arbeitete man im Jahr 2000 von morgens sechs bis abends halb fünf.

Inzwischen ist der Lohn um 13 Rand gestiegen. Aber dieses Jahr gab es keine Lohnerhöhung. Immer wenn wir die Farmer darum baten, sagten sie nur: „Geht zu [Präsident] Zuma. Er soll sich darum kümmern. Nein, nein, nein, ich habe kein Geld, ich will noch einen weiteren Hektar oder sogar zwei Hektar bepflanzen. Fragt mich nächstes Jahr noch einmal, dann sehen wir, ob wir was machen können.“ Wenn überhaupt, kriegen wir dann sicher nur fünf Rand mehr oder so pro Tag. Bestimmt zahlen sie den Arbeitern keine 150 Rand. Manche kriegen mehr, andere nicht.

Sie geben nichts ab

Wir dürfen noch nicht mal das Fallobst essen. Das muss alles in Körben gesammelt werden, und daraus werden dann in Langeberg oder Ashton Marmeladen oder Saucen gemacht. Wenn du in einem Weinberg arbeitest und Trauben isst, ist die Hölle los. Es kann passieren, dass sie dir den gesamten Wochenlohn streichen. Man darf nicht einfach so von den Trauben essen. Auf einer anderen Farm, auf der Kohl angebaut wird, dürfen die Leute

... Andy Johannes



Gewerkschafter besuchen regelmäßig die Farmen, um sich über die Lebens- und Arbeitsbedingungen zu erkundigen und weitere Mitglieder zu rekrutieren.

Auf manchen Farmen können die ArbeiterInnen kleine Gärten anlegen, um ihren kargen Lohn aufzubessern. Aber gerade dann, wenn der Garten Zeit braucht, müssen sie oft viele unbezahlte Überstunden auf den Feldern machen.

sich nur den schon verfaulten Kohl nehmen. Den muss man putzen und waschen, danach kann man einen Teil davon kochen.

Das Leben auf der Farm ist sehr hart. Die Farmbesitzer interessieren sich nicht für uns. Wir sind nur dazu da, damit sie sich bereichern.

Immer arbeiten

Im Sommer müssen wir länger arbeiten, meistens von sechs Uhr morgens bis sechs oder sogar acht Uhr abends. Wir haben uns deswegen beim Farmer beschwert: „So geht das nicht. Wenn Sie nach der Arbeit nach Hause gehen, können Sie Feierabend machen und zu Abend essen. Wir aber müssen zum Kochen erst Feuer machen, weil nicht jeder einen elektrischen Herd oder zwei Kochplatten hat.“ Darauf antwortete er: „Okay, wenn ihr das nicht wollt, dann können die Frauen ja früher gehen und ihre Männer arbeiten dafür länger.“

Um mir etwas dazu zu verdienen, habe ich im Urlaub immer noch auf anderen Farmen ausgeholfen. Denn im Urlaub verdienen wir so wenig Geld, dass es nicht für die Familie reicht. Aber die



Farmer haben uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie beschwerten sich darüber, dass ihre Leute nach dem Urlaub, wenn sie wieder bei ihnen arbeiten, müde sind und über Rückenschmerzen klagen. Deswegen muss man jetzt offiziell beim Arbeitsvermittler um Erlaubnis bitten, wenn man im Urlaub arbeiten will.

2007 bekamen einige von uns einen Flyer der Gewerkschaft in die Hände. Zwei junge Burschen, die in Robertson zur Schule gingen, brachten mir die Gewerkschaftsbroschüre vorbei und sagten: „Das sind die richtigen Leute, mit denen musst du reden.“ Ich kontaktierte zwei Gewerkschafter namens Karel und Trevor. Sie kamen und sprachen mit uns, und wir zeigten ihnen, wie es auf unserer Farm zugeht. Als wir mehr Lohn forderten und die Verhandlungen begannen, änderte sich das Verhalten des Farmers. Früher mochte er mich sehr gern. Wir sind gleich alt und haben vieles zusammen gemacht, und er redete immer sehr offen mit mir. Aber nach 2012, als die Farmarbeiter beschlossen zu streiken, hat sich alles geändert.



Bei den Streiks geht es nicht nur um die Forderung nach einem höheren Mindestlohn sondern vor allem auch um das Ende der rassistischen Diskriminierung auf den Farmen.

Es kam zu einem heftigen Streit. 2015 feuerte der Farmer mich und ein anderes Gewerkschaftsmitglied. Inzwischen stehe ich wegen einer Räumungsklage vor Gericht. Normalerweise beziehen wir unseren Strom über den Farmer. Jetzt hat er die Stromleitung gekappt. Immer wenn ich auf Nachbarfarmen Arbeit suche, geht er hin und warnt den dortigen Boss: „Du darfst dem Kerl keinen Job geben, er lebt nämlich auf meiner Farm. Wenn du ihn weiter beschäftigst, ist es aus zwischen uns beiden, und ich rede kein Wort mehr mit dir.“ Daraufhin sagt mein neuer Arbeitgeber zu mir: „Sorry, Andy, du musst heute Abend bei mir aufhören“. Und ich muss mir wieder eine neue Stelle suchen.

Stärker werden im Kampf gegen die Buren

Ich habe angefangen, auf den umliegenden Farmen ArbeiterInnen für die Gewerkschaft zu rekrutieren. „Wir müssen der Gewerkschaft beitreten, damit wir stärker gegen die Buren vorgehen können“, habe ich zu den Leuten gesagt. „Hier in der Gegend gibt es nur vier weiße Farmer, aber sie

haben über 100 Menschen unter ihrer Kontrolle.“

Durch die Gewerkschaft hat sich auf den Farmen vieles geändert. Auf einigen Farmen mussten die Arbeiter Miete zahlen, was nicht rechtens ist; das haben wir inzwischen unterbunden. Mittlerweile reden die Farmer nicht mehr direkt mit uns. Sie bezahlen einen Informanten, und der berichtet ihnen von unseren Treffen. Sie kontrollieren die Menschen, sie halten sie wie Hunde.

Wir haben uns etwas Neues überlegt, um auch auf die anderen Farmen zu kommen. Wenn das Tor geschlossen ist, fahren wir mit unseren Fahrrädern hinten um das Gelände herum, wo man uns nicht sieht. Aber auf jeder Farm ist jemand, zum Beispiel ein Traktorfahrer oder ein LKW-Fahrer, der bessere Arbeitsbedingungen hat als die normalen Farmarbeiter. Wenn der uns entdeckt, meldet er es dem Farmer. Und der kommt dann zu uns und will wissen, was wir auf seinem Land zu suchen haben. Wir antworten dann immer: „Wir kommen, um einen Freund zu besuchen.“ Trotzdem sagt er jedes Mal, wir sollen verschwinden.

Seit Jahren die gleiche Situation

Wenn ich mit älteren Farmarbeitern über die Gewerkschaft spreche, erzählen manche von ihnen mir ihre eigene Geschichte. Wenn man bedenkt, wann ich zu arbeiten begonnen habe und wie lange Leute, die viel älter sind als ich, schon arbeiten, dann wird einem klar, wie schlimm alles ist. Und dass die Farmer die Leute immer noch so behandeln wie früher und damit durchkommen. Auf keiner einzigen Farm werden die Arbeiter gut behandelt. Vielleicht gibt es Farmen, wo die Häuser etwas sauberer und frisch gestrichen aussehen, aber das ist nur der äußere Schein. Wenn man hineingeht, sieht man, dass das Dach ein Loch hat oder die Fenster kaputt sind. Aber für Gäste und Touristen sieht das Haus von außen hübsch aus.

Es müssten mehr Leute aus dem Ausland kommen und sich anschauen, wie es hier in Südafrika tatsächlich zugeht, vor allem auf den Farmen. Sie müssten sich die Farmen anschauen, die Obst exportieren. Sie sollten genau hinsehen, wie wir leben.

*„Unsere Macht, unsere kollektive Kraft ist es,
was die Veränderungen herbeigeführt hat.
Darauf müssen wir stolz sein.“*



Gewerkschafter versammeln FarmarbeiterInnen einer Weinfarm und instruieren sie über den Ablauf der bevorstehenden Demonstration, bei der sie höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen fordern werden.

Deneco Dube

Deneco Dube wuchs auf einer Farm auf und arbeitete später auch dort. Beim Farmarbeiterstreik im Jahr 2012 war er einer der Streikführer. Seitdem setzt er sich für die Würde und Rechte der ländlichen Bevölkerung ein. Im Folgenden schildert er den Streik aus seiner Perspektive.

Es war der erste Streik überhaupt in der Gegend um Robertson. Ich hatte Angst, aber ich musste stark sein. Der Streik war aufregend, denn zum ersten Mal wurden sich die FarmarbeiterInnen ihrer eigenen Macht bewusst. Als der Streik begann, flüchteten die Farmbesitzer in ihre Häuser. Da begriffen wir, was das Mehrheitsprinzip konkret bedeutete: Wir waren die Mehrheit und die Bosse die Minderheit.

Auf unserer Farm strengten die Besitzer eine einstweilige Verfügung gegen die Gewerkschaft an, um den Streik zu beenden. Sie versuchten, ihn für illegal zu erklären und unsere Gewerkschaft für irgendwelche finanziellen Verluste verantwortlich zu machen. Das hat uns sehr frustriert,

da wir um unsere Rechte betrogen wurden. Die Farmer können doch unmöglich in unserem Namen sprechen! Die Entscheidung zu streiken hatten ja wir getroffen. Wir teilten den Farmern mit, dass auch ein Streikverbot uns nicht aufhalten würde. Wir wollten uns nicht einschüchtern lassen.

Unsere Gegner waren gut vorbereitet

Wir gingen von Farm zu Farm, um ArbeiterInnen für den Streik zu gewinnen. Aus brennenden Reifen und Trümmern errichteten wir Straßenbarrikaden. Die Polizei schlug sich auf die Seite der Farmer. Wir wussten, dass sie versuchen würde, unsere Anführer zu verhaften, damit wir aufgeben. Genau das passierte, und den Inhaftierten verweigerte man sogar die Möglichkeit, gegen Kaution freizukommen.

Also mussten wir uns Strategien im Umgang mit der Polizei überlegen. Wir warnten sie, dass, falls sie auf uns schießen, die Farmen in Flammen aufgehen würden. Wir sagten, falls sie uns auf der Straße bedrohten, würden wir den Kampf auf die



Die streikenden ArbeiterInnen in Robertson blockierten die Zufahrtswege zu den Unterkünften in Nkqubela.

Farmen tragen. Zwei Arbeiter wurden von Polizisten verletzt. Einem schossen sie in den Rücken, dem anderen in den Arm. Die beiden gingen nicht zum Arzt, weil sie Angst hatten, dass die Polizei sie so aufspüren könnte. Die hatte uns gedroht, nachts aufzutauchen und uns zu erschießen. Und tatsächlich verfolgten uns nachts Polizisten, aber wir fanden im nahegelegenen Haus eines Farmarbeiters Unterschlupf. Wir haben gelernt, dass wir immer in Bewegung sein müssen. Wenn die Polizei versucht, uns einzukesseln oder in die Ecke zu treiben, verlegen wir die Auseinandersetzung anderswo hin und errichten dort brennende Barrikaden.

Wir sind stolz auf das, was wir erreicht haben

Auf den Farmen, die ich besuche, sagen mir die ArbeiterInnen immer, ich sei für die spürbaren Veränderungen auf der Farm verantwortlich. Ältere Farmarbeiter gestehen, dass sie niemals geglaubt hätten, dass sich auf ihrer Farm jemals etwas ändern würde. Ich sage ihnen dann immer,

es sei nicht mein Verdienst und ich hätte das alles niemals allein erreichen können. Unsere Macht, unsere kollektive Kraft ist es, was die Veränderungen herbeigeführt hat. Darauf müssen wir stolz sein. Wenn wir mehr Farmen für unsere gemeinsame Sache gewonnen und weiter zusammengehalten hätten, hätten wir sogar noch mehr erreicht. Wir müssen stolz sein auf das, was wir uns erkämpft haben.

Wir sind zu lange von den Farmern missbraucht worden, das akzeptieren wir nicht länger. Sollten wir dabei unser Leben lassen, so wissen wir, dass wir für die Zukunft der armen Landbevölkerung sterben. Gemeinsam müssen wir erkennen, dass wir uns mitten im Kampf befinden und nicht umkehren können, solange wir nicht gesiegt haben.



Bei den Streiks geht es nicht nur um die Forderung nach einem höheren Mindestlohn sondern vor allem auch um das Ende der rassistischen Diskriminierung auf den Farmen.

„Frauen, die auf Farmen leben, sind nicht abgesichert, und was das Wohnrecht betrifft, da sind wir von unseren Männern abhängig.“

Charne Paulsen

Als Kind habe ich in Calvinia (Nordkap) gelebt. Meine Mutter hat immer viel gearbeitet, mein Vater hatte nur manchmal hier im Gefängnis Arbeit. Meine Kindheit war schön ... und nicht so schön. Wir waren sehr arm, ich konnte die Schule nicht beenden, weil meine Eltern es sich nicht leisten konnten. Unser Haus hatte zwei Zimmer, in denen neun Personen lebten. Meine Mutter hat auch die beiden Kinder ihrer Schwester aufgezogen.

Ein Kind, das auf andere Kinder aufpassen muss

Mit 14 Jahren ging ich nach Kapstadt, um dort als Babysitter zu arbeiten. In dieser Zeit war ich sehr einsam, weil ich ja noch ein Kind war und mich gleichzeitig um andere Kinder kümmern musste. Später ging ich dann nach Woodstock, um auch dort als Kindermädchen zu arbeiten. Ich verdiente 350 Rand (25 €) im Monat. Dann zog ich zu meiner Tante und arbeitete in einer Kinderkrippe, habe dort gekocht und andere Aufgaben übernommen. Ich verdiente da nur 200 Rand (14 €).

Einmal besuchte ich einen Freund auf der Farm, auf der er arbeitete, und beschloss, auch dort zu wohnen. Meine Eltern lebten noch in Calvinia. Dann lernte ich George kennen, und wir wurden beide Farmarbeiter.

Ich träume von einem besseren Leben für die Frauen auf den Farmen

Ich habe eine Tochter. George hat mich missbraucht und war drogen- und alkoholabhängig. Deshalb habe ich ihn verlassen. Später lernte ich Dovan kennen. Wir lebten zusammen, ohne verheiratet zu sein. Für kurze Zeit habe ich nicht auf der Farm gearbeitet. Damals wurde mein Partner infolge eines Streiks entlassen. Danach hatten wir große Probleme, uns über Wasser zu halten. Ich möchte wirklich, dass meine Tochter ihre Träume verwirklichen kann. Wir Farmarbeiterinnen haben weniger Rechte als die Männer. Wir sind weniger wert und müssen für die Häuser, in denen wir leben, Miete bezahlen. Unser jetziger Mietvertrag läuft auf Dovans Namen, und falls



Wenn sich auf den Farmen in absehbarer Zeit nichts ändert, wird auch dieser kleine Kämpfer als Farmarbeiter enden und seine Träume werden sich in Rauch auflösen.

ihm etwas passiert, habe ich kein Recht, weiter in dem Haus zu wohnen.

Frauen, die auf Farmen leben, sind nicht abgesichert, und was das Wohnrecht betrifft, da sind wir von unseren Männern abhängig. Viele ältere Frauen leben allein, weil der Farmer nicht will, dass andere Menschen bei ihnen wohnen, nicht einmal ihre Kinder.

Ich träume von einem besseren Leben für die Frauen auf den Farmen.

TCOE – Trust for Community Outreach and Education

TCOE wurde 1983 von Steve Biko gegründet und ist ein nationaler Zusammenschluss von Nichtregierungsorganisationen, die ihre Wurzeln in den ländlichen Gemeinden haben, in denen sie arbeiten. TCOE hat sechs selbständige Zweige. In den letzten zehn Jahren hat sich TCOE darauf konzentriert, Basisbewegungen und lokale Strukturen zu stimulieren und zu begleiten und sie in ihrem Bemühen nach Zugang zu Land und Produktionsmitteln zu unterstützen, damit sie ihre Lebensgrundlage verbessern können.



Impressum

Titel der Originalausgabe:
Farm Workers Speak.
Hope – Heroism – Determination
©2016 TCOE
Übersetzung & Redaktion:
Simone Knapp unter Mitarbeit von
Maria Hoffmann-Dartevelle

Bilder:
TCOE (S. 5, 11, 12, 13u)
RLS (S. 5)
Simone Knapp (S. 3, 4, 8, 10)
Lotte La Cour (S. 6, 7f, 9, 14)
Christian Selz (Titelseite, S. 7r, 13o)

KASA – Kirchliche Arbeitsstelle
Südliches Afrika
Im WeltHaus Heidelberg,
Willy-Brandt-Platz 5, 69115 Heidelberg
Telefon: (06221) 4 33 36-16,
Telefax: (06221) 4 33 36-29
E-Mail: info@kasa.de • www.kasa.de

Bankverbindung:
KASA c/o Werkstatt Ökonomie, GLS Bank
IBAN DE39 4306 0967 8018 8516 01

Heidelberg, September 2017

Konzept & Layout: Bettina Bank,
Heidelberg

Druck: lokay, Reinheim

Gefördert von ENGAGEMENT GLOBAL
mit finanzieller Unterstützung des



apartheid

flirrende hitze
gnadenlos brennende sonne
am stahlblauen himmel
vor trockenheit rissiger boden
steine, aufgehäuft gegen den wind
der staubwirbelnd die letzte
fruchtbare krume verweht
knorrighschwielige hände
rissig wie der acker
krummer rücken
hacke bleischwer
wie das leben selbst

unser tägliches brot gib uns heute

einen steinwurf entfernt
überfluß
mülltonnen
überquellend von
resten übervoller teller
des überreichlich gedeckten buffettisches

und vergib uns unsere schuld

monika zimmermann
17. april 2016



KASA
Kirchliche Arbeitsstelle
Südliches Afrika